

# Phantomschmerzen

Leipziger und Berliner Off-Theatergruppen gelingt mit „Der Aufstand“ eine bemerkenswerte Heiner-Müller-Adaption

VON STEFFEN GEORGI

Schlicht „Aufstand“ heißt die Inszenierung (Regie: Beatrice Scharmann) die am Freitag als Kooperation der chekh-OFF players Berlin mit dem nain-TheaterCollaborativ Leipzig im Neuen Schauspiel Premiere hatte. Und die – so war es angekündigt, so war es versprochen – zwei Texte Heiner Müllers in Konfrontation setzen wollte: nämlich „Hamletmaschine“ und „Ajax zum Beispiel“. Zwei Reflexionen über den Intellektuellen, in Zeiten des Aufstandes und denen der Resignation.

Abgesang und Selbstbefragung, Geschichte als Reibfläche und Mahlwerk. Die Implosion der Utopien und die Leere, die bleibt – allein die Idee, diese beiden Texte in einem Stück zu verfügen, ist so naheliegend wie reizvoll. Ehrgeizig allerdings auch.

Indes: Das Versprechen wurde nicht gehalten, die Konfrontation vermieden, der Ajax-Text gleichsam aus der Inszenie-

rung amputiert. Über die Gründe zu spekulieren, ist müßig. Anzunehmen ist freilich, dass man an der Umsetzung schlicht scheiterte. Und das Richtige tat: nicht beharren, sondern trennen. Und möglich ist, dass nicht zuletzt ein unterschwelliger Phantomschmerz ob dieser Textamputation dazu beiträgt, dass „Aufstand“ zur gelungenen Inszenierung gerät.

Sie eröffnet mit Filmaufnahmen. Zeitzeugen der '89er Ereignisse erinnern sich. Sprechen über die alten Hoffnungen, ihre Erfüllung und Nichterfüllung (Videointerview: Judith Meister), bis ein Darsteller (Soheil Boroumand) quer über Leinwand und somit über diese Gesichter den Satz „Ich bin Volker“ sprüht.

Eine hübsche Reminiszenz an Heiner Müller, der erklärtermaßen diese gewitzte Replik des Individuellen auf das „Wir sind das Volk“-Skandieren der Masse in Wendezeiten zu schätzen wusste. Und Witz hat auch, wie Boroumand auf dieses „Ich bin Volker“ sein „Ich war Hamlet“



„Ich bin Volker“: Soheil Boroumand im Neuen Schauspiel.

Foto: Jenny Fitz

folgen lässt. Um dann für eine Stunde diesen Textbrocken in respektabler Verausgabung zu wuchten.

Sein Hamletmaschinen-Hamlet erscheint dabei halb als Norman Bates (herrlich pathologisch: die Mutterhass-Tirade), halb als Volkstribun, der das Publikum wie ganz nebenbei zum Skandieren („Haut ab! Haut ab!“) bringt. Und dem Denken und Fühlen wie Zahnräder sind,

die ihn durch die Mangel drehen. Weshalb auch gelegentlich strauhelndes Timing oder verrutschende Intonation passend wirken. Hamlet dreht eben echt am Rad.

Dazu kommt dieser inszenatorische Habitus und (dank dem Aufführungsort) auch die adäquate Atmosphäre einer 80er-Jahre-Off-Theater-Produktion. Da ergeben dann selbst Filmeinspielungen (Videoprojektionen: Maryvonne Riedelsheimer) tatsächlich mal wieder Sinn. Zumal dieses Stakkato an Szenenfetzen aus Eisensteins „Oktober“ samt diversen Dokumentaraufnahmen, gerade in aller rotzigen Grobheit, geschickt montiert ist. Als eine Bilderrotation revolutionärer Emphase und somit der nicht gehaltenen Versprechen. Genau die lokalisiert und umkreist „Aufstand“ – als den bösen Phantomschmerz nicht erfüllter Utopien.

➤ Weitere Vorstellungen von „Der Aufstand“: 26. bis 28. Februar im Berliner Acud-Theater; im Neuen Schauspiel Leipzig (Lützner Straße 29): 6. und 13. März, je 20 Uhr, Karten 12/8 Euro